

Die Stimme für notleidende Menschen

Autor(en): **Sieber, Ernst / Fischer, Monika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zenit**

Band (Jahr): - **(2014)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-820897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kreative Oase: Auch in seinem Heimatli in Euthal greift Pfarrer Ernst Sieber gern zur Gitarre und singt dazu mit voller Stimme.

Foto: Peter Lauth

Die Stimme für notleidende Menschen

Im Himmel möchte er Maler, Bildhauer und Sänger sein. Auf dieser Welt lebt Pfarrer Ernst Sieber, was er predigt. Mit Charisma stellt er sich kompromisslos in den Dienst der Menschen in Not und hat zahlreiche Sozialwerke geschaffen.

VON MONIKA FISCHER

Begegnung mit Ernst Sieber vor seinem Heimatli in Euthal, seit Jahrzehnten seine Oase: Er ist von Weitem am dunklen Schlapput zu erkennen, trägt massive Bergschuhe, einen alten Pullover und hat einen roten Schal um den Hals gewickelt. Die wachen Augen in seinem von Runzeln überzogenen Gesicht blitzen mal feurig, mal schelmisch und bekommen beim Nachdenken die Tiefe eines Bergsees. Er zeigt auf die nahe Alp, wo er als Knecht tätig war, und auf das hoch

stehende Gras, das dringend gemäht werden sollte. Mit Freude erwartet er die Rückkehr seiner sieben Geissen.

Mit festem Schritt stapft er zum Atelier neben dem Wohnhaus mit den dunkelbraunen Schindeln, wohin er sich regelmässig zum Malen zurückzieht. Der Holzbau ist gefüllt mit einem Sammelsurium von Zeugnissen eines langen Lebens. Bilder hängen an den Wänden, stehen am Boden oder auf Staffeleien. Unter dem Tisch voller Farbtuben

guckt eine moderne Kaffeemaschine hervor. Ernst Sieber zeigt zwei Bücher, die ihm besonders wichtig sind: eine Bibel aus dem 16. Jahrhundert und die «Christologie der Befreiung» des in San Salvador lebenden Jesuiten Jon Sobrino. Als der Fotograf vom gemeinsam erlebten Singlager vor 33 Jahren erzählt, greift Pfarrer Sieber zur Gitarre, singt mit voller Stimme «Down by the Riverside» und lacht: «Im Himmel wäre ich Bildhauer, Maler, Sänger.»

Er macht ein paar Stühle frei und meint zum angefangenen Bild mit der Fusswaschung Jesu: «Dieser Faltenwurf ist mir gut gelungen.» Er malt frei und holt die vielfältigen Sujets aus seinem Innern, seiner Seele hervor. Neben dem Bild mit einem Hirten vor einer endlos scheinenden Schafherde zeigt ein anderes einen Sack mit ausgeleerten Kartoffeln, ein weiteres eine Muttergeiss mit ihren Jungen. Ehe-

frau Sonja und das Müeti auf dem Totenbett tragen jugendliche Züge. Die Heilige Familie hat er bei einem Aufenthalt im Kloster San Damiano in Assisi gemalt. Mit Blick auf das Bild des Weilers «Weglosen» hält er fest: «Hier, wo es nicht viel anderes gibt als Steine, Wasser, Himmel und der Weg scheinbar nicht mehr weitergeht, fühle ich mich beheimatet. Gleichzeitig ist der Ort für mich ein Symbol für die Situation der Menschen am Rande, die keinen Weg mehr vor sich sehen.» Er erzählt sprunghaft, mit grossen Gesten und eindrucklicher Mimik. Sein Lehrer meinte, aus ihm gebe es einen Schauspieler. Doch seine Mutter verfügte: «Du wirst Bauer, dann weisst du, was das Leben ist.» «Ein guter Entschaid», meint Sieber, «beim Bauern lernst du dich und die Natur kennen und weisst, wo Gott hockt.» Lachend schildert er, wie er nach dem Besuch der Landwirtschaftlichen Schule als Knecht arbeitete und im Stall das Predigen lernte.

Von der Wahrheit der Gleichnisse

Neben seiner Faszination für die Schöpfung und seiner Liebe zur Natur, zu den Blumen, Tieren und Menschen sensibilisierte ihn das Vorbild seiner sehr gläubigen Mutter für das Theologiestudium. Er wollte wissen, ob das, was in der Bibel steht, wirklich wahr ist. Die Antwort fand er allerdings nicht in den Büchern, sondern im Leben. «Mein Vater bestand darauf, dass ich mich recht anziehe, und kaufte mir einen Fischgratmantel. Als ich mit meinem neuen Mantel unterwegs war, begegnete ich einem Mann, frierend, mit käsebleichem Gesicht. Ich schenkte ihm den Mantel und bekam ein warmes Herz. Ich gab den Mantel nicht, weil ich gut bin, sondern weil ich wissen wollte, was diese Tat bewirkt, und erfuhr: Die Mutter hat recht. Die Gleichnisse in der Bibel sind wahr. So einfach ist das.» Er holte die Matura nach, studierte Theologie und arbeitete jahrzehntlang als reformierter Pfarrer in Uitikon-Waldegg und Zürich Allstetten.

Die Bibel, in der er heute noch regelmässig griechisch und hebräisch liest, steht im Zentrum seines Lebens und Wirkens. «Es ist alles da und geht nur darum, die Verbindung vom Evangelium zur Welt herzustellen und die Leute in ihrem Alltag abzuholen.» Er tut dies mit klaren Worten und starken Symbolen, am letzten Pfingstfest zum Beispiel mit «Chlöpfmoscht». «Pfingsten heisst gären. Wenn der Most gärt, jagt es den Zapfen ab, der Inhalt sprudelt heraus, es entsteht etwas Neues. Dies erfuhren die Menschen am Pfingstfest mit der Botschaft Jesu, die sie bewegte, sodass sie einander verstanden. Aus dem Verständnis füreinander erwuchs die gegenseitige Hilfe und Solidarität, die Diakonie.»

Gelebte Solidarität hat Ernst Sieber in seinem Elternhaus erfahren. «Die Mutter hat immer auch andere Leute zu Tische geladen, das Haus war stets voll.» Daraus erwuchs seine Sensibilität für die Not anderer Menschen und motivierte ihn für sein soziales Engagement.

Er erzählt, wie alles begann. Im Kältewinter 1963 berührte ihn die elende Situation der Obdachlosen, die teilweise mit 40 Grad Fieber verlasen in einem Schuppen lagen. Kurz entschlossen richtete er in einem alten Bunker eine Unterkunft für Obdachlose ein. Daraus wurde später eine selbst verwaltete Gemeinschaft von Obdachlosen, die 1975 in ein Haus zog und sich zur Wohn- und Arbeitsgemeinschaft «Suneboge» mit 35 Betten und 20 geschützten Arbeitsplätzen entwickelte.

Für Pfarrer Sieber ist es entscheidend, aus welcher Grundhaltung heraus Hilfe geleistet wird. Wieder hält er sich an die Bibel und das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. «Ich persönlich bin angesprochen, wenn ich einem Menschen in Not begegne. In ihm zeigt sich Gott. Nicht wir sind für die Leidenden da, sie sind für uns da.» Diese Sichtweise führe zu einem Perspektivenwechsel. Es gelte, im anderen zuerst den Menschen zu sehen und ihm in seiner Not auf Augenhöhe zu begegnen.

Als Allererstes müsse der Leidensdruck weggenommen werden. Danach gelte es, gemeinsam nach den verschütteten Ressourcen zu suchen und die persönlichen Fähigkeiten aufzubauen, damit der Betroffene lerne, wieder Verantwortung für sein Leben zu übernehmen. Zusammenfassend hält er fest: «Wir müssen den von uns betreuten Menschen zeigen, dass wir an sie glauben. Nicht mit leeren Worten, sondern mit gelebter Liebe! Geben kann diese Liebe nur, wer selber einen Sinn im Leben sieht und aus dem Wort Christi Kraft schöpft.»

Aus dieser Liebe heraus handelt Ernst Sieber, wenn er menschlicher Not begegnet. Ende 1980 begann er sich um die Drogensüchtigen auf dem Platzspitz zu kümmern. Es entstanden Anlaufstellen, Notschlafstellen, ein Aids-Hospiz und Rehabilitationseinrichtungen, die schliesslich in der Stiftung Sozialwerke Pfarrer Sieber (www.swsieber.ch) zusammengefasst wurden.

Die Übersicht über alle seine Projekte habe er nicht mehr, meint er schmunzelnd. Dafür seien andere verantwortlich. Doch wie steht es mit der Nachhaltigkeit seiner Sozialwerke, in denen gegen 200 Mitarbeitende beschäftigt sind? Geld habe ihn nie interessiert, meint er und ist dankbar, dass die finanziell sanierten Werke heute von Fachpersonen geleitet werden.

Die Verleihung des Ehrendoktors der Theologischen Fakultät der Universität Zürich 1987 und des Zürcher Staatssiegels 2013 für sein gesellschaftliches Engagement freuen ihn wohl. «Wichtig ist die Anerkennung nicht für



mich, sondern für die notleidenden Menschen, damit die Bevölkerung auf sie aufmerksam wird. Wir dürfen die sozialen Aufgaben nicht dem Staat überlassen, sondern müssen zur Solidargemeinschaft werden und an einer humanen Gesellschaftsordnung arbeiten. Die Präambel zur Bundesverfassung, dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen, gilt es umzusetzen.»

Seit Anfang trägt Ehefrau Sonja sein soziales Engagement mit. Dies schätzt Ernst Sieber besonders. Kurz nach der Geburt des ersten Kindes kam er mit drei Kindern aus der Banlieue von Paris nach Hause und wurde von seiner Frau mit offenen Armen empfangen. «Das Zusammensein mit mir war ihr wichtiger als eine Karriere als Sängerin. Das ist ein grosses Glück. Sonja war und ist mein Halt.»

Zusammen mit ihr hat er vier eigene sowie ein Adoptiv- und drei Pflegekinder aufgezogen und ist heute dreizehnfacher Grossvater.

Neben der Grossfamilie, der Arbeit als Pfarrer und dem Aufbau seiner Sozialwerke hielt Ernst Sieber Vorträge, er schrieb Bücher, malte, gestaltete, musizierte. Wie nur hatte das alles Platz? «Ich bin eben ein schneller Schaffer», schmunzelt er. Gibt es bei ihm nie Momente der Resigna-

tion angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung mit der wachsenden Schere zwischen Arm und Reich? Ernst Sieber hält nachdenklich inne und meint: «Wenn dem so wäre, dann stimmt mit mir etwas nicht und ich muss mit dem Heiland reden.» Mit ihm steht er ständig in Kontakt; er lebt mit ihm, holt Kraft bei ihm. Kraft geben ihm auch die Begegnungen mit Menschen in Not. «Ich brauche das Erlebnis der Solidargemeinschaft, die Gesichter der Menschen, die für sich sprechen.»

Vielseitig engagiert

Im Winter predigt er jede Woche im «Pfuusbus», einem alten Sattelschlepper mit zwölf Schlafplätzen für Randständige. Regelmässig besucht er den «Sune-Egge», das Fachspital für die ambulante und stationäre Behandlung sozial Benachteiligter. Er schildert das berührende Erlebnis mit einem Mann, der nach Aufgehalten in zwölf Heimen bat, zum Sterben zu ihm zu kommen. Als letzten Wunsch wollte er sich bei seiner Familie «für alle ihnen zugefügten Lämpen» entschuldigen. Als die Angehörigen und Betreuer im Kreis ums Sterbebett standen, fragte der Sterbende: «Wusst ihr, warum ich an Gott glaube?» und gab die Antwort gleich selber, «ich glaube an Gott, weil ihr mich liebt.»

Wichtig sind für ihn die öffentlichen Auftritte, die er vor allem als Nationalrat (1991–1995) medienwirksam nutzte. Besonders freute ihn die Anfrage des Fernsehens im vergangenen Juni, anlässlich des 60-Jahr-Jubiläums zusammen mit einer katholischen Theologin das «Wort zum Sonntag» zu

Nie und nochmals nie

Was möchten Sie nie erleben?

Gottverlassenheit.

Was würden Sie nie machen?

Aufhören zu malen.

Was würden Sie nie sagen?

Dass Jesus nicht Christus ist.

Wofür würden Sie nie Geld ausgeben?

Für ein Elektromobil, weil es mir geschenkt wurde.

Wo möchten Sie niemals leben?

In der Hölle.

Wo waren Sie noch nie?

Im Puff.

Was würden Sie nie essen?

Kutteln und Crevetten.

Was könnten Sie nie verzeihen?

Mir selber, wenn ich nicht fähig wäre, anderen zu verzeihen.

Was möchten Sie nie hören?

Dass Sonja mich nicht liebt.

gestalten. Das Gespräch fand auf dem Friedhof in Horgen, wo er aufgewachsen ist, inmitten der von ihm geschaffenen Skulpturen statt. Diese zeigen die Leidenden der heutigen Zeit: den Flüchtling mit dem hungernden Kind, die junge Mutter, das Paar, das an seiner Beziehung leidet – und mittendrin Jesus am Kreuz. Ein Mensch mit abwehrender Hand stellt den Neoliberalismus dar, der ohne Rücksicht auf das Wohlergehen des Menschen nur die Gewinnmaximierung zum Ziel hat. In der Mitte der Gruppe stehen ein Bub und ein Mädchen, die sich mit einem Fisch, mit Brot und Wein den Notleidenden zuwenden.

Begeistert erzählt Ernst Sieber, wie er, der reformierte Pfarrer, Brot und Wein mit der katholischen Partnerin teilte und sich mit den folgenden Worten an die Fernsehzuschauer wandte: «Wenn man sich findet in totaler Liebe von Jesus, die alle Rahmen sprengt, entsteht eine Solidargemeinschaft mit den Armen und Leidenden in ihrer Mitte.»

«Ich überlege gar nicht, wie alt ich bin», hält er fest und fühle sich trotz einiger Probleme gesund. Er redet nicht gern von seinem Lebenswerk. Auch mit 87 Jahren blickt er lieber vorwärts und möchte in einem Bundesdorf noch eine solidarische Lebensgemeinschaft realisieren, «wenn mich Gott am Leben lässt». Vor dem Sterben hat er keine Angst. Er freut sich sogar darauf, heimzugehen, und hat nur den Wunsch, vor seiner Sonja zu sterben. Es beschäftigt ihn auch nicht, ob es ein Leben nach dem Tod gibt. «Ich vertraue Gott, der diese wunderbare Schöpfung gemacht und alles in seinen Händen hat.»

„Wir dürfen die sozialen Aufgaben nicht dem Staat überlassen, sondern müssen zur Solidargemeinschaft werden.“